



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neueste englische Poesie : Henry Wadsworth Longfellow.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

im Saale des Gewandhauses, deren drei gegeben wurden. Es kommt in ihnen nur Kammermusik zur Aufführung, Quartette für Streichinstrumente, Trio's mit Clavier, auch Claviermusik ernsterer Art allein. Krüger aus Stuttgart spielte unter Anderem die große F-moll-Sonate von Beethoven; Speidl aus München die variations sérieuses von Mendelssohn unter großem, verdientem Beifalle. Wir bedauern, daß die Anzahl dieser Abendunterhaltungen immer mehr sich verkleinert; doch scheint es bei der großen Masse anderer Aufführungen nicht möglich zu sein, mehr Zeit darauf zu verwenden, und darum wollen wir mit dem Gebotenen zufrieden sein.

Neueste englische Poesie.

Henry Wadsworth Longfellow.

Professor Longfellow in N. York, gegenwärtig der angesehenste amerikanische Dichter, ist 1807 geboren, hat in Göttingen seine Studien gemacht, und sich mehrere Jahre auf der großen Tour durch Europa aufgehalten, 1823—1829. Die Eindrücke dieser Reise hat er in dem Werk: *Outre-Mer, a pilgrimage beyond the sea* beschrieben. Er hat seinen Landsleuten mehrere der vorzüglichsten deutschen und skandinavischen Gedichte vermittelt. 1833 wurde er an George Ticknor's Stelle Professor der neueren Sprachen an der (Amerikanischen) Universität Cambridge. Noch zwei Mal, 1836 und 1842, machte er einen Besuch in Europa.

Seinen ersten Ruf verdankt er seinen Gedichten. Er hat davon mehrere Sammlungen unter verschiedenen Titeln, z. B. „Die Stimmen der Nacht“, (1840) herausgegeben; ferner einen Romanzencyclus: „Der Glockenthurm von Brügge.“ Diese Gedichte zeichnen sich alle durch eine contemplative Stimmung, durch einen großen Reichthum an Ideen, und trotz der mannichfachen Anklänge an frühere Vorbilder auch durch eine nicht geringe Zahl origineller Wendungen aus. Ihrem wesentlichen Charakter nach gehören sie in die „Schule der Seen“, nur daß sich schon Shelley's Einfluß geltend macht. Obgleich sie sich mit ihren Anschauungen und Vergleichen nach den entlegensten Gegenden des Abend- und des Morgenlandes hinwenden, kann man doch nicht anstehen, ein nationales Moment in ihnen zu finden. Selbst ihr Mysticismus erinnert an das vielverzweigte Sectenwesen Amerika's, wo jede Individualität auf ihre eigene Weise den Herrn sucht. Charakteristisch für seine Lyrik ist aber der große Reichthum an Formen, die aus den verschiedensten Phasen der literarischen Entwicklung genommen werden, und sich doch in einem gemeinsamen, nationalen Medium begegnen.

Grenzboten. II. 1852.

Derselbe Formenreichtum charakterisirt auch seine größeren Schriften. Die eine derselben, *Hyperion*, (1839) ein mystisches Gedicht, ist uns unbekannt; eben so ein Drama: *the Spanish Student* (1843). Der Roman *Kavanagh* enthält trotz seines geringen Umfangs so ziemlich alle Elemente seines unruhigen und unbeständigen Schaffens. Er ist ungefähr in der losen Weise *Sterne's* geschrieben. Von einer Ausführung der Geschichte ist gar nicht die Rede; es treten eine Reihe interessanter Originale auf, von denen uns einzelne auffallende Züge berichtet werden. *Kavanagh* selbst ist ein Prediger, der im Schooß des Katholicismus geboren und erzogen, durch Nachdenken und Studien sich von der Unhaltbarkeit dieser Lehre überzeugt, und zum Protestantismus übergeht. Er verliebt sich in eine junge Dame seiner Gemeinde, heirathet sie und macht mit ihr eine dreijährige Tour durch Europa, während die Freundin derselben, die ihn heimlich liebt, an der Schwindsucht stirbt. Das Alles ist mehr angedeutet, als ausgeführt, obgleich einzelne Züge von den beiden Mädchen mit ansprechender Sinnigkeit dargestellt werden. Breiter ausgeführt, als *Kavanagh*, ist der Schulmeister *Churchill*, ein unfertiger Dichter, der sich sein Leben lang mit dem Gedanken trägt, einen Roman zu schreiben, aber niemals dazu kommt. Mittlerweile beschäftigt er sich mit ziemlich seltsamen Studien, z. B. mit dem Sanskrit, aus dem er lernt, die arithmetischen Stunden durch Mystik und Poesie zu würzen. Ueberhaupt ist in dem Buch eine Gelehrsamkeit angebracht, die durch ihr schweres Gewicht den dünnen Romanstoff ganz zu Boden drückt. Alle mögliche Kenntnisse der Philologie, der Geschichte und der Aesthetik müssen herhalten, und der Dichter zeigt, daß er in allen wohl zu Hause ist, zu sehr zu Hause, um den anspruchlosen, naiven Sterblichen, die er doch in seinen Roman verweben muß, die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Sie kommen und gehen, werden geboren und sterben, ohne daß man ein genaueres Bild von ihnen gewinnt, während die theoretischen Excurse mit einer fast unpoetischen Gründlichkeit zu Ende geführt werden. — Anklänge an *Jean Paul* sind vorherrschend, und namentlich in der Art der Ideenassociation erinnert *Longfellow* fast zu sehr an diesen Dichter. Aber auch *Goethe* mit seiner Verallgemeinerung individueller Gesichtspunkte treffen wir wieder an, und die folgende Stelle ist fast eben so Hoffmann wie *Jean Paul*: „*Churchill* hatte einen sonderbaren Traum, er glaubte in der Schule zu sein, wo er seinen Schülern Lateinisch lehrte. Plötzlich fingen alle Genitive der ersten Declination an, ihm Gesichter zu schneiden und unbändig zu lachen, und als er sie zu ergreifen versuchte, sprangen sie in den Ablativ hinunter, und der Circumflex nahm die Form eines großen Schnurrbarts an; dann verwandelte sich die kleine Dorfschule in ein großes und endloses Schulhaus der Welt, das durch alle Geschlechter der kommenden Zeit Schulbank nach Schulbank ausstreckte, und auf allen Bänken saßen alte und junge Männer, die seinen Roman, der jetzt in seinem Traume fertig war, lasen und abschrieben und lächelten und ihn einer dem

andern gaben, bis endlich die Uhr in der Ecke zwölf schlug und die Gewichte mit einem fremdartigen, zornigen Rasseln niederrollten.“

Muß man dieses Werk trotz vieler einzelnen Schönheiten bei seiner seltsamen Verwirrung als ein verfehltes bezeichnen, so kann man um so mehr Gutes sagen von einem epischen Gedicht: *Evangeline*. Der Stoff hat Aehnlichkeit mit dem seiner Zeit sehr weit verbreiteten Gedicht von Campbell: *Gertrud von Wyoming*. Der acadischen Pflanzung Longpré, die im Laufe der Zeit an die Engländer gekommen, wurde durch die Willkür des englischen Commandanten 1733 ein gewaltsames Ende gemacht, und die Pflanzler nach den verschiedensten Richtungen hin zerstreuet. Der Inhalt des Gedichts ist nun, daß ein Mädchen aus dieser verbannten Colonie, *Evangeline*, ihren Geliebten viele Jahre hindurch aufsucht, bis sie ihn endlich im Sterben wiederfindet. Die Ausführung dieses Stoffs ist durch und durch poetisch, während bei Campbell die ähnliche Geschichte vom Untergang der Colonie Wyoming nur zu rhetorischen Ausbrüchen geführt hatte. In formeller Beziehung ist das Vorbild dieses Gedichts Goethe's *Hermann und Dorothea*, welches auch den Verfasser veranlaßt hat, sein Werk in Hexametern zu schreiben, die sich im Englischen curios genug ausnehmen. (Eine deutsche, in Hamburg bei Perthes und Mauke erschienene Uebersetzung, die sonst in vieler Beziehung zu empfehlen ist, ahmt mit großer Geschicklichkeit auch diese schlechten englischen Hexameter nach.) Aber wenn wir davon absehen, daß ohne das Vorbild von *Hermann und Dorothea* die *Evangeline* wenigstens in dieser Form wahrscheinlich nicht geschrieben wäre, so müssen wir sie in jeder andern Beziehung als ein vortreffliches Originalwerk anerkennen. Der Duft, der sich über die landschaftlichen Schilderungen verbreitet, ist so poetisch, die Zeichnung so deutlich und harmonisch, die Empfindungen so sinnig und zart, daß man die historische Continuität, die bei einem idyllischen Gedicht dieser Art sonst die Hauptsache zu sein pflegt, nicht vermißt. — Zu bemerken ist noch die religiöse Toleranz. In *Evangeline* haben wir die katholische Weltanschauung, die mit dem andächtigen Gefühle eines Gläubigen wiedergegeben wird, in Kavanagh den Protestantismus. Das ist nicht Gleichgiltigkeit gegen die Religion, deren Grundzüge Longfellow vielmehr immer mit großer Wärme festhält, aber es ist doch schon ein Zeichen von dem wachsenden Einfluß der philosophischen Speculation auf die religiöse Anschauung, der, wenn er sich weiter ausdehnt, für die Einseitigkeiten des amerikanischen Sectenwesens sehr heilsam werden muß.

Aus der harmonischen und zugleich unbefangenen Weltanschauung der *Evangeline* ist der Dichter in seinem neuesten Werke: *Die goldene Legende* wieder ins Unübersetzbare und Transcendente übergetreten. Es ist dieses angeblich dramatische Gedicht einer von den vielen unglücklichen Versuchen, die Goethe's *Faust* in der neuern Literatur hervorgerufen hat. — So wie die Gedanken, Vorstellungen und Begebenheiten sich in 'gefloßener Willkür durch einander wirren, so geht

der Rhythmus gleichgiltig aus den tragischen Maßen in Knittelverse, aus den Knittelversen in künstlich verschlungene lyrische Rhythmen über. Lucifer, der Maschinist des Stücks, ist der Goethe'sche Mephistopheles, mit seiner unerbittlichen Kritik gegen alles Bestehende und seinem leeren, zweck- und gedankenlosen Treiben, nur daß er sich in abgeschmackte Unternehmungen einläßt, auf die unser deutscher Mephistopheles nicht verfallen wäre. So versucht er in dem Prolog umsonst, mit Hilfe seiner Luftgeister das Kreuz vom Thurne des Straßburger Münsters herabzureißen. Die Rolle, die er im Stücke spielt, ist eigentlich eine ziemlich undankbare. Er taucht zwar überall in den verschiedensten Verkleidungen auf, bald als ein reisender Arzt, bald als ein Mönch, bald als ein Rechtsgelehrter, aber überall ohne deutlichen Zweck und ohne Erfolg. Bei diesem zweckwidrigen Thun nützt es dem Dichter Nichts, wenn er ihm zuletzt einen tragischen Anschein verleihen will, und mit etwas Milton'schen Reminiscenzen einen Engel sein Verschwinden folgendermaßen schildern läßt: „Ueber dem Berge schwebt ein dunkler gigantischer Schatten unter meinen Füßen, eine Finsterniß, die innerlich von leidenschaftlicher Hitze strahlt, wie eine Sturmwolke, die mit Blitzen schwanger ist. Und ein Schrei des Jammers, von allen Seiten wiederhallend, tief und laut, als wenn eine Wolke auf die andere schlägt, schwillt an und verrollt in der Ferne u. s. w.“ — Wir lassen diesen „Sohn des Geheimnisses“ bei Seite und gehen zu dem eigentlichen Inhalte des Gedichts über. — Zu den Zeiten des Walter von der Vogelweide lebt ein Prinz, Heinrich von Hohenec, der von einer schrecklichen namenlosen Krankheit befallen ist. Kein Arzt versteht sie zu heilen. Endlich schickt die Facultät von Salerno ein Gutachten: das einzige Mittel ist das Blut aus den Adern eines Mädchens, die freiwillig ihr Leben für das Leben des Prinzen giebt. — Der Prinz sitzt in seinem Schlosse am Rhein und hält einen langen lyrischen Monolog, in dem er seine Krankheit beschreibt, seine Abneigung, zu sterben, ausspricht, und sich nach Ruhe sehnt. In diesem melancholischen Zustande findet ihn Lucifer, der im Gewande eines reisenden Arztes zu ihm eintritt und ihm eine Flasche überreicht, die sein Leiden lindern soll. Vergebens warnt ihn ein Engel mit den Tönen einer Aeolsharfe. Der Prinz trinkt, und sogleich umschweben ihn goldene Visionen, duftige Nebel steigen auf und gestalten sich zu schönen Landschaften vor seiner glücklichen Phantasie, er kommt sich vor wie ein glücklicher Liebender, der sein Leben mit Träumen verklärt, und sinkt gleich darauf in Schlaf. — Er hat süßen Brantwein getrunken. — Mit seinem Einschlafen fällt der Vorhang, und es wird uns nachher in Knittelversen erzählt, was die Mönche, die ihn für todt gehalten haben, mit ihm für Hocuspocus treiben. Endlich erholt er sich in der Hütte eines seiner Pächter.

Dort lebt er vorläufig in melancholischer Zurückgezogenheit, schnitzt Bogen und Pfeile für die Kinder, und lehrt die Mädchen geistliche Lieder. Eine von diesen, Elise, ein Gemüth, welches ganz von der Idee der Aufopferung durch-

drungen ist, malt sich allmählich den Gedanken aus, sie sei von Gott berufen, für den Prinzen zu sterben. Ihre Begeisterung reißt selbst die Aeltern mit sich fort; auch der Prinz, der durch die Todesfurcht in den feigsten Egoismus versenkt ist, willigt ein, und so reisen die Beiden, von dem unvermeidlichen Lucifer begleitet, nach Italien ab, um dort das Opfer zu vollziehen. Die Schilderungen der Zeit, zu denen diese Reise Gelegenheit bietet, stellen nun den eigentlichen Gegenstand des Gedichts in Schatten. Zuerst werden Betrachtungen über die einsamen gothischen Schlösser am Rheine gemacht; dann erscheint in Straßburg Walter von der Vogelweide, der einige poetische Landschaftsschilderungen giebt; ein feze-rischer Priester, der seine mystischen Ansichten dem Volke in einer Predigt, die im Gedichte 23 Seiten einnimmt, aus einander setzt; ein frommer Mönch, der in ruhige Contemplationen versunken ist, den aber Lucifer durch die Schilderung des lustigen lieberlichen Klosters St. Gildas zu verführen sucht; auf der Brücke von Luzern wird ihm ein makabrischer Todtentanz vorgestellt, über den sich Heinrich, trotz seiner Todesfurcht, sehr belustigt, während sich Elsie, obgleich zum Tode entschlossen, mit Schauder und Entsetzen davon abwendet; dann folgt die Reise über den St. Gotthard und der Einzug in Genua unter Begleitung einer lärmenden Pilgerschaar. Hier soll das Opfer vor sich gehen; vorher haben wir aber noch die Episode einer Disputation zwischen den seraphischen und angelischen Doctoren. Plötzlich besinnt sich Heinrich über die Niedrigkeit seines Egoismus, und verbietet Elsie, ihr Opfer zu vollziehen; aber Lucifer ruft aus: Es ist zu spät! und schleppt sie mit sich fort. Es entspinnt sich ein Kampf zwischen dem Prinzen und dem Teufel, der einen günstigen Ausgang genommen zu haben scheint, denn in der nächsten Scene finden wir Heinrich und Elsie, die jetzt Lady Alicia genannt wird und seine Gemahlin geworden ist, auf dem Wege nach der Heimath.

Margarethe Fuller,

geb. 1810, gest. 1850.

Die Memoiren dieser merkwürdigen Frau, die so eben von dem amerikanischen Philosophen Ralph Emerson herausgegeben sind, eröffnen uns einen interessanten Blick in den Zeretzungsproceß, welcher in dem höher gebildeten Theil der nord-amerikanischen Gesellschaft, die bisher noch immer in den steifsten puritanischen Traditionen befangen war, vor sich geht. Margarethe Fuller, in der Kenntniß der meisten europäischen Literaturen so weit vorgeschritten, daß sie selbst bei uns Aufsehen erregen würde, hat sich zwar auch durch einige Schriften poetischen und kritischen Inhalts bekannt gemacht, unter anderen durch eine Studie über Goethe, durch

der Rhythmus gleichgiltig aus den tragischen Maßen in Knittelverse, aus den Knittelversen in künstlich verschlungene lyrische Rhythmen über. Lucifer, der Maschinist des Stücks, ist der Goethe'sche Mephistopheles, mit seiner unerbittlichen Kritik gegen alles Bestehende und seinem leeren, zweck- und gedankenlosen Treiben, nur daß er sich in abgeschmackte Unternehmungen einläßt, auf die unser deutscher Mephistopheles nicht verfallen wäre. So versucht er in dem Prolog umsonst, mit Hilfe seiner Luftgeister das Kreuz vom Thurme des Straßburger Münsters herabzureißen. Die Rolle, die er im Stücke spielt, ist eigentlich eine ziemlich undankbare. Er taucht zwar überall in den verschiedensten Verkleidungen auf, bald als ein reisender Arzt, bald als ein Mönch, bald als ein Rechtsgelehrter, aber überall ohne deutlichen Zweck und ohne Erfolg. Bei diesem zweckwidrigen Thun nützt es dem Dichter Nichts, wenn er ihm zuletzt einen tragischen Anschein verleihen will, und mit etwas Milton'schen Reminiscenzen einen Engel sein Verschwinden folgendermaßen schildern läßt: „Ueber dem Berge schwebt ein dunkler gigantischer Schatten unter meinen Füßen, eine Finsterniß, die innerlich von leidenschaftlicher Hitze strahlt, wie eine Sturmwolke, die mit Blitzen schwanger ist. Und ein Schrei des Jammers, von allen Seiten wiederhallend, tief und laut, als wenn eine Wolke auf die andere schlägt, schwillt an und verrollt in der Ferne u. s. w.“ — Wir lassen diesen „Sohn des Geheimnisses“ bei Seite und gehen zu dem eigentlichen Inhalte des Gedichts über. — Zu den Zeiten des Walter von der Vogelweide lebt ein Prinz, Heinrich von Hohenœck, der von einer schrecklichen namenlosen Krankheit befallen ist. Kein Arzt versteht sie zu heilen. Endlich schickt die Facultät von Salerno ein Gutachten: das einzige Mittel ist das Blut aus den Adern eines Mädchens, die freiwillig ihr Leben für das Leben des Prinzen giebt. — Der Prinz sitzt in seinem Schlosse am Rhein und hält einen langen lyrischen Monolog, in dem er seine Krankheit beschreibt, seine Abneigung, zu sterben, ausspricht, und sich nach Ruhe sehnt. In diesem melancholischen Zustande findet ihn Lucifer, der im Gewande eines reisenden Arztes zu ihm eintritt und ihm eine Flasche überreicht, die sein Leiden lindern soll. Vergebens warnt ihn ein Engel mit den Tönen einer Aeolsharfe. Der Prinz trinkt, und sogleich umschweben ihn goldene Visionen, duftige Nebel steigen auf und gestalten sich zu schönen Landschaften vor seiner glücklichen Phantasie, er kommt sich vor wie ein glücklicher Liebender, der sein Leben mit Träumen verklärt, und sinkt gleich darauf in Schlaf. — Er hat süßen Brantwein getrunken. — Mit seinem Einschlafen fällt der Vorhang, und es wird uns nachher in Knittelversen erzählt, was die Mönche, die ihn für todt gehalten haben, mit ihm für Hocuspocus treiben. Endlich erholt er sich in der Hütte eines seiner Pächter.

Dort lebt er vorläufig in melancholischer Zurückgezogenheit, schnitzt Bogen und Pfeile für die Kinder, und lehrt die Mädchen geistliche Lieder. Eine von diesen, Elsie, ein Gemüth, welches ganz von der Idee der Aufopferung durch-

drungen ist, malt sich allmählich den Gedanken aus, sie sei von Gott berufen, für den Prinzen zu sterben. Ihre Begeisterung reißt selbst die Aeltern mit sich fort; auch der Prinz, der durch die Todesfurcht in den feigsten Egoismus versenkt ist, willigt ein, und so reisen die Beiden, von dem unvermeidlichen Lucifer begleitet, nach Italien ab, um dort das Opfer zu vollziehen. Die Schilderungen der Zeit, zu denen diese Reise Gelegenheit bietet, stellen nun den eigentlichen Gegenstand des Gedichts in Schatten. Zuerst werden Betrachtungen über die einsamen gothischen Schlösser am Rheine gemacht; dann erscheint in Straßburg Walter von der Vogelweide, der einige poetische Landschaftsschilderungen giebt; ein feze-rischer Priester, der seine mystischen Ansichten dem Volke in einer Predigt, die im Gedichte 23 Seiten einnimmt, aus einander setzt; ein frommer Mönch, der in ruhige Contemplationen versunken ist, den aber Lucifer durch die Schilderung des lustigen liederlichen Klosters St. Gildas zu verführen sucht; auf der Brücke von Luzern wird ihm ein makabrischer Todtentanz vorgestellt, über den sich Heinrich, trotz seiner Todesfurcht, sehr belustigt, während sich Elsie, obgleich zum Tode entschlossen, mit Schauer und Entsetzen davon abwendet; dann folgt die Reise über den St. Gotthard und der Einzug in Genua unter Begleitung einer lärmenden Pilgerschaar. Hier soll das Opfer vor sich gehen; vorher haben wir aber noch die Episode einer Disputation zwischen den seraphischen und angelischen Doctoren. Plötzlich besinnt sich Heinrich über die Niedrigkeit seines Egoismus, und verbietet Elsie, ihr Opfer zu vollziehen; aber Lucifer ruft aus: Es ist zu spät! und schleppt sie mit sich fort. Es entspinnt sich ein Kampf zwischen dem Prinzen und dem Teufel, der einen günstigen Ausgang genommen zu haben scheint, denn in der nächsten Scene finden wir Heinrich und Elsie, die jetzt Lady Alicia genannt wird und seine Gemahlin geworden ist, auf dem Wege nach der Heimath.

Margarethe Fuller,

geb. 1810, gest. 1850.

Die Memoiren dieser merkwürdigen Frau, die so eben von dem amerikanischen Philosophen Ralph Emerson herausgegeben sind, eröffnen uns einen interessanten Blick in den Zerseßungsproceß, welcher in dem höher gebildeten Theil der nord-amerikanischen Gesellschaft, die bisher noch immer in den steifsten puritanischen Traditionen befangen war, vor sich geht. Margarethe Fuller, in der Kenntniß der meisten europäischen Literaturen so weit vorgeschritten, daß sie selbst bei uns Aufsehen erregen würde, hat sich zwar auch durch einige Schriften poetischen und kritischen Inhalts bekannt gemacht, unter anderen durch eine Studie über Goethe, durch